

Die Kameradin.

Roman von Julius Knoop.

(7. Fortsetzung.)

„Rein, böse gewiß nicht.“ wiederholte er, „ich meine es ehrlich mit Dir, Regina. Gestalte gut! Galt Dir den alten Brautpaar warm, die guten Partien liegen nicht auf der Straße, namentlich nicht für eine geschiedene Frau.“

Regina war empört über diese Zärtlichkeit; sie zwang sich jedoch zur Ruhe und antwortete kühl: „Wenn Euch etwa daran liegt, daß wir heute ausnahmsweise einmal in Frieden auseinandergehen, so laßt die, das Thema fallen.“

Die Brüder wußten, daß Regina sich keine Vorschriften von ihnen machen ließ. Sie meinten nun auch das Jährige getan zu haben, um die Schwester auf das Interesse, das der Oberst an ihr nahm, aufmerksam gemacht zu haben. Nun mochte sie tun, was ihr beliebt.

Erst sprach noch kurze Zeit von gleichgültigen Dingen und verabschiedete sich dann.

Kloß begleitete die Schwester nach Hause. Vor der Tür zögerte er einen Augenblick, drehte verlegen an den Epigen seines dünnen, blonden Schnurbartes und stotterte endlich: „Du, Regi, ich habe versprochen, meinem Chef Konzertbilletts zu besorgen — es ist kurz vor Ultimo. Du möchtest ihn nicht bitten, mir das Geld für die Karten vorher zu geben, es ist mir sehr peinlich, weißt Du.“

Regina wußte bereits, was kommen würde und sagte kühl: „Kloß, sei doch endlich vernünftig. Du weißt doch, ich habe kein Geld zum Verschleppen übrig.“

Kloß war sehr enttäuscht: „Aber, Regi! Wer spricht von Geschenken? Nicht einmal getrunken will ich etwas von Dir haben, wo Du doch jetzt selbst Geld verdienen mußt.“

„Was soll's also?“ fragte die Schwester.

„Ich wollte Dich nur bitten, mir bis morgen zehn Mark vorzustrecken, damit ich dem Chef die Karten besorgen kann.“

Als er sah, daß Regi zu zögerte, verzichtete er nochmals: „Auf mein Wort, Regi, ich schide es Dir morgen per Post zurück. Also von Pumpen ist keine Rede.“

Regina griff leuchtend in ihre Portemonnaie und gab ihm das Geld.

Kloß nahm es dankend mit kurzen Dankesworten und verschwand schleunigst.

Traurig suchte Regina ihr Heim auf. Sie fühlte sich den Brüdern mehr und mehr entfremdet. Von ihnen hatte sie keinen Bestand zu erwarten, sie war auf sich angewiesen — auf sich ganz allein. Es hieß starr und mühselig sein und den Kampf mit dem Schicksal aufnehmen!

Sechstes Kapitel.

Im Herbst, der in diesem Jahre besonders früh einsetzte, als in Berlin die schärfsten Nordwinde den Straßenstaub aufwirbelten, die Theaterdirektoren dankbar zum wolkenverfüllten Othobershimel aufblickten und sich, entzückt über das herrlich schlechte Wetter, vernünftiger Weise unter die Bretter des Zuschauers zu schichten begannen und die Othobersäume der Restaurationsgärten zum Winterschlaf in die Keller wendeten, in den ersten Tagen des Othobers waren Regina und Richard der Großstadt entflohen und an die Gestade des Genfer Sees geeilt.

Regina hatte es verstanden, den kranken Freund zu dieser Reise zu veranlassen, ohne daß er die Ursache ahnte. Die junge Frau hatte sich selbst als den kranken, der Erholung bedürftigsten Zeit bezeichnet. Sie hatte ihm von ihrer Nervosität, ihrem durch die jahrelange Pflege der Mutter geschwächten Körper so lange geklagt, bis er sich bereit erklärte, mit ihr den Winter am Genfer See zu verbringen. Und Regina schloß sich glücklich, als ihr der stolze Betrug so gut gelungen war. In ihrem Optimismus erhoffte sie von dem Aufenthalt in dem milden Klima eine völlige Genesung Richards. Von dem stillen Dürstigen Wilhelme, an der Rhonemündung, bis gegen Lausanne hatten die Wanderer gewissenhaft nach einer passenden Pension gesucht. Ihr Beginnen war mit einigen Schwierigkeiten verbunden. Die Bedingungen, die sie stellten, so anspruchslos sie auch auf den ersten Blick erschienen, fanden sich nicht so leicht vereint.

Sie wollten unmittelbar in der Nähe des Wassers bleiben, einen gewissen Komfort nicht entbehren, wenn auch sympathische Menschen um sich sehen und schließlich nicht teuer leben, als in Berlin.

Regina wurde endlich ihnen das Hotel gar zu primitiv. Auch der billige Pensionpreis vermochte nicht, sie über harte Holzstühle und kalte, tiefe Zimmer ohne Kleiderschrank hinwegzuführen.

In Cherney und Bercy war ein

nen von der Anhöhe aus der See zu weit entfernt.

Auch Territet, am Fuße des Rother de Rapes, lockte die beiden nicht. Jung und Alt — England beherrscht diesen eleganten Kurort und Wessensanfassungen dieser fahrenden, sportliebenden, wortkargen und in der Schweiz unerträglich anmaßenden Nation war nicht ihr Fall.

Selbst das sonnige Montreux behagte ihnen nicht sonderlich, mit seinen eleganten Kurhausern und leuchtend blassen Promenaden, auf der die Schleppe der Modedamen zu allen Tagesstunden rüchstlos vorbeisagte und Tausende von Mitbewerbern aus ihrer beschaulichen Ruhe und ihrem stillen Pflichtenleben aufstöberte. Dieses geräuschvolle Montreux erschien ihnen wie ein Ausschmück des unruhigen, postulierten, progredien Berlin.

In Clarens schließlich hatte Regina viele hübsche Leute bemerkt, deren Augenblicke ihr weiter vorgedrückt erschienen, als sie es bei Richard annahm, der nur zeitweise hübsche.

Zwar hieß es überall: „Kranke werden nicht aufgenommen“, aber der Augenchein überzeugte Regina vom Gegenteil. Und dann, wer würde sich selbst als Todesandere bekarierten? — Man kann wohl sein Vermögen richtig einschätzen, nicht aber seine Gesundheit. Und just die Lungentranke dängen am ächtesten am Leben, das ihnen folgend erscheint. Sie kennen ihre Krankheit, aber sie wollen sie verbergen.

So warten Regina und Richard an dem anerkannten Kurort vorübergegend und hatten zuletzt in stiller Gegend, ganz in der Nähe des Städtchens Verden, eine ihren Wünschen entsprechende Pension gefunden.

Am einem schönen, strahlenden Herbsttage hielten sie ihren Einzug in der Villa Violet.

Jeder erhielt ein hübsches, helles, nach dem See gelegenes Zimmer, in dem sie sich bald ganz häuslich und bequämlich eingerichtet hatten.

Der die Villa umgebende Garten lag hart am See. Eine geschweifte Steinmauer schützte gegen das Eindringen der Wassermassen des Sees, dessen Wogen bisweilen, wenn ich der brausende Stöhn unbarmherzig aufschloß, in dumpfem Grollen gegen die stolze Schutzmauer rollen.

Ruhig und friedlich gingen die Tage. Die Pensionäre, die sie während der gemeinsamen Mahlgänge kennen lernten, waren lebenswürdige, wohlgerogene, tatkraftvolle Menschen, mit denen sich angenehm verkehren ließ. Keine Aufregungen, keine inebrianten, neugierigen Blicke — man pläuterte, scherzte, sagte sich artigkeiten, muiggerte hin und wieder, beschäftigte sich miteinander auch ein wenig, ohne indessen andringlich zu werden. Keine persönlichen Meinungen beschäftigten die Nerven.

Regina und Richard hatten ihre bequemen Eingeblicke auf eine blumengeprenelte Wiese unter einer breitläufigen Kastanie gestellt und betrachteten von ihrem bequämlichen Plätzchen aus das bewegte, sonntägliche Treiben auf den blauen Wellen des Sees.

Kleine, buntdornige GONDOLIEREN, deren Inassen fröhliche Lieder sangen, fuhren vorüber, pfeilschnell hüpfenden zierliche Motorboote über die weite Fläche, langsam, mit majestätischer Ruhe zogen die Yachten mit den gekrünten, lateinischen Segeln daher, breitpurzig und sicher rauschten die großen Passagierdampfer über das Wasser.

Eben fuhr die „Geneve“, ein stattliches Schiff mit breitem Mastkabin und boppeltem Promenaden, an der Villa Violet vorbei. Am Bord wurde ein weißes Taschentuch energisch hin und her geschwenkt und aus einem Fenster der Villa winkte ein weißes Tüchlein grüßend zum Schiffe hinüber.

Regina bemerkte, daß ein schlankes Mädchen, dessen Haupt von läppigem Blondhaar umrahmt war, sich in das Innere des Zimmers zurückzog, als es seinen Gruß vom Garten aus beobachtet sah.

„Wer war das?“ fragte Richard, Reginas Blicken folgend.

„Die schöne Blondine, die das französische mit unverkennbar schweizerischem Akzent redet“, winkte dem jungen Deutschen drüben zu.

„Ach so, das war drüben an Bord der junge Kaufmann aus unserer Pension, dessen Französischer Vortragsweise man den Verneiner in der fremden Sprache anmerkt.“

Regina nicht beständig. „Findest Du es nicht auch ganz amüsant, Richard, daß man hier seine französische Broschen aus allen Winkel des Kopfes zusammensuchen muß, um sich an der allgemeinen Konversation zu beteiligen? Ist es nicht recht possierlich, das fünfzig-

verschiedene Französisch bei Tisch anzuhören?“

Senden, der ehemalige Gymnast, der nach dem Verlassen der Schule die fremde Sprache nur noch ganz flüchtig getrieben, fand dem Französischen etwa so gegenüber, wie der gebildete Laie der Kunst: er konnte oberflächlich mitreden, ohne in die Feinheiten eindringen zu können.

Daher verband er die Bemerkung Reginas nicht, die ein stark ausgeprägtes Sprachgefühl besaß.

„Ich habe nicht verschiedene, sondern nur mangelhaftes Französisch der Gasse herausgehört“, meinte er erstaunt.

„Mangelhaft, natürlich, weil außer den französischen Pensionärsbeständen kein Vertreter der vier anderen Nationalitäten das französische vollkommen beherrscht, jeder es aber gern lernen möchte.“

Richard lächelte. „Fünf Nationalitäten, die sich um den Preis der Sprachmeisterschaft beneiden, hast Du festgestellt? Du bist ich doch neugierig, wußt Du mir diese Repräsentanten der Sprachbeherrschung nicht einmal aufzählen?“

Regina blitzte ihn vergnügt an: „Sehr gerührt fragst, mein teurer Freund. Da sollen Dir meine Beobachtungen wohl wieder Stoff zu Etagen liefern? Du weißt, daß ich das kostbare Material jetzt selbst gebrauchen kann. Uebrigens wirst Du auch beim heutigen Dinner bereits selbst gemerkt haben, welche Länder ihre Söhne und Töchter in diese idyllische Pension entsandt haben, um sie zum Genusse der schönen Gegend und zum perfekten Französisch gelangen zu lassen.“

„Nicht doch, ich wüßte“, heuchelte Richard, um seine Gefährtin, deren Plaudern ihm so lieb war, zu weiteren Ausführungen zu veranlassen.

Regina, die in der letzten Zeit ein Nachlassen seiner Arbeitsfreudigkeit wahrgenommen hatte, suchte den Freund durch ihre Beobachtungen zu neuem Schaffen anzuregen. So fuhr sie denn in munterem Tone fort: „Mit der schönen Schwedin, Fräulein Walmberg, die unentwegt die französischen Verben ohne Veränderung im Infinitiv anwendet, dafür aber leuchtend blonde Haare und blendend weiße Zähne hat, hast Du ja bereits ausreichend kollektiert, mein Lieber.“

Richard lächelte geschmeichelt über die schmeibare Eiferlust Reginas. „Erstens wüßte ich nicht, daß Fräulein Walmberg Schwedin ist, zweitens ist sie schon gewachsen, ohne schon zu sein und drittens ist es mir gar nicht in den Sinn gekommen, mit ihr zu streiten“, verteidigte er sich zerknirschend. „Na, und die anderen — was hältst Du von denen, Frau Kriminalkommissarin?“

„Auch der russische Rhythim, dessen französische Sprachkenntnisse nicht weiter gehen, als bis zu dem Ausdruck „il faut faire ceci, il faut faire cela“, eine Redensart, die er bei allen positiven und negativen Gelegenheiten anbringt, diesen fahelhaft schönen Mann, hast Du ja förmlich selbst charakterisiert. Ein schöner Mann ist er nämlich in der Tat“, rühmte sich Regina für Richards Lob auf die Schwedin.

„Natürlich, schöner Mann!“ erwiderte sich Richard etwas gereizt. „Ihr Frauen findet gleich jeden Mann schön, der Euch aus pechschwarzen Augen heiße Blicke zuwirft. Oh, ach, Regi, die Gloden sind ein gefährliches Volk. Dieser kräftige, große Mensch, der, ich weiß nicht was, gerade hier zu suchen hat — vielleicht Bomben fabriziert, oder Wodka, langweilt sich natürlich, daß ihn Dir nicht zu nahe kommen!“

Regina hatte diesen „kräftigen, großen“ Menschen schon verstanden, aber scharf und abgedroschen klingen hören und ohne wohl, weshalb er sich in diesem milden Klima aufhielt. Doch sie verschwieg es Richard. Der Gedanke, über dieses Reden zu einem Leidenden zu sprechen, mochte sie freilich. Sie ergriff des Freundes Hand und irredelte sie zärtlich.

„Du wollest doch Deine Othelonenatur zu überwinden suchen, Lieber. Warum quälst Du Dich und mich mit Deiner grundlosen Eifersucht?“

Er küßte ihr die Hand in stummer Abblüte.

Eine Weile blickten sie wieder auf das bunte Bild, das ihnen die weite Wasserfläche bot. Dann nahm Richard die Unterhaltung wieder auf. „Regi, wo bleiben die anderen drei Nationen? Du sprichst doch von dem fünfzig verschiedenen Französisch?“

„Richtig fünfzig“, wiederholte sie mechanisch, aus ihren Krümmungen erwachend. „Da ist der kleine Schweizer aus Sant Gallen — wie heißt er doch gleich?“

„Wahli Fried“, schaltete Richard ein.

(Fortsetzung folgt.)

— Ja so. Warum nennest Du denn den alten Amtmann immer Konstante, ist er Luffischer?“

„I Gott bewahre! Aber er geht immer gleich in die Höll!“

— Wallgeseck. Junger Mann: Fräulein, spotteten Sie schon einmal über Beschreibung!

Die kalten Augen.

Sitzge vom Hermann Wagner.

Als die Kunde, daß die Russen die Grenze überschritten hätten und in ungeheuren Mengen gegen das Innere des Landes vorrückten, in die kleine österrheische Stadt A. gedrungen war, packte der Notar Doktor Alphons Hubert, ein etwas nervöser Herr, eiligst die nötigsten Sachen zusammen, um mit Frau und Kindern die Flucht zu ergreifen.

Nun lebte aber als Exzeletrin in seinem Hause seit einiger Zeit eine Polin, ein zwanzigjähriges Mädchen, das aus sehr gutem Hause kam, das jedoch, jung verwaist, schon frühzeitig gezwungen gewesen war, sich einen Lebensunterhalt zu suchen. Sie hieß Antonie. Ihr Wesen bildete ein Gemisch aus vielen Melancholie und einer sprunghaften Gelasttheit, was den Notar veranlagte, zu seiner Frau zu sagen: „Du, die Loni hat etwas, das mich beunruhigt: Ich glaube, die macht einmal Dummheiten.“

Dieses Mädchen mochte nun ihrem Herrn, als dieser sich zur Flucht anschickte, den Vorschlag, er möchte sie als Wächterin im Hause zurücklassen, sie würde dafür sorgen, daß der Feind keinen Schaden anrichte.

„Sie? Können Sie denn das?“ „Ja“, sagte das Mädchen dunkel. Der Notar war höchst erstaunt, aber noch mehr beglückt. Es sprach über den Rest, der er heimlich von dem Mädchen empfing, daß er im Grunde an dem Vorschlage nichts Ungewöhnliches fand.

„Aber werden Sie sich nicht fürchten?“ „Ich fürchte mich nicht“, sagte sie ruhig. Antonie schüttelte den Kopf und lächelte. „Dar nicht. Die Russen tun uns Polen nichts. Ich lehne sie, von meinem Vater her, mit dem ich viele Jahre in Rußland gelebt habe. Auch spreche ich fließend Russisch.“

Der Notar ergriff ihre Hand und drückte sie. Sie sind ein tapferes Mädchen, Fräulein. Wir vertrauen Ihnen. Betrachten Sie jetzt unser Haus und alles, was darin ist, als Ihr Eigentum und schätzen Sie es. Wenn wir zurückkommen, wollen wir Sie belohnen!“

Drei Tage verbrachte Antonie in dem vereinstamten Hause ungestört zu drei Tage, die überaus still waren, denn die Mehrzahl der Einwohner hatte das Städtchen verlassen.

In ihr war keine Spur von Furcht, dafür das sonderbare Gefühl einer Erwartung. Jenes Verborgene und Abgehaltene ihres Wesens, das der Notar dumpf empfand und von welchem er gesagt hatte, daß es ihn beunruhigte, war plötzlich lebendig in ihr erwacht, jene dunkle Lust an Abenteuern, die vom Vater her in ihrem Blute war und die ihren Vater nach Sibirien gebracht hatte.

In Wirklichkeit war nämlich ihr Vater gar nicht tot. Infolge revolutionärer Umtriebe, an denen er sich beteiligt hatte, war er von der russischen Regierung auf Lebenszeit zu Zwangsarbeit verurteilt worden. Nur den Tod der Mutter hatte das bewirkt und die totale Verarmung der Tochter.

Diese Bemerkte über ihr Anglied das tiefste Schweigen. Wenn sie trug die heimliche Hoffnung mit sich herum, daß es ihr eines Tages möglich sein würde, ihrem getreubeten Herzen durch eine Tat Luft zu schaffen. Welcher Art diese Tat sein würde, darüber dachte sie klar nicht nach. Sie war eine Schicksalsgläubige und als solche eine Natur, die nicht aus sich selbst heraus handelte. Sie erwartete ihre Stunde. Wenn die gekommen war, ergab sich das Nötige von selbst.

Daß diese Stunde jetzt nahe sei, das war die Ahnung, deren Gefühl sie mit jünger Bekundung um die Sinne Antonies legte. In ihrer Art, zu sehen, war etwas Visionäres gekommen. In ungeheuren Massen, eine schwarze Nacht, rückt die Russen heran, nicht gegen ein Land, nein, gegen sie selbst, gegen sie in Person. Und irgendwo, fern im Unbestimmten, stand der Vater, frisch, abgemagert, starrten an den Füßen.

Antonie schloß die Augen und gab sich dem Gedanken an die Dinge, die vielleicht im Auge waren, erschauernd hin. Ein dumpfes Murmel troch durch die Luft wie ferner Donner. Ihr schien, als seien das die Stimmen jener Zahllosen, die das heilige Rußland aus seinem Gewissen hatte. Und ihre Seele dackte sich, wie ein Panzer, der sich zum Sprunge anschickte...

Der Zufall flügte es, daß sich in dem Hause des Notars ein hoher russischer Offizier, ein Baron Andreß Wöller-Koß, Oberst in einem Kavallerieregiment, einquartierte, ein Mann von glatten Manieren, der, nachdem er mit Antonie bekannt geworden war, den Ton des Krieges rasch mit dem des galanten Salomons veräußerte.

Er zeigte sich entzückt, daß Antonie Russisch sprach, und daß in einem Dialekt, der nur in der besten Gesellschaft üblich war.

Antonie, die nicht verbeichte, wählte die Stellung in dem Hause des Notars einnahm, das vor allem um Schonung des Hauses.

Der Baron lächelte und sagte: „Sehen Sie sich an! Welche ich den Eindruck eines Menschen, der silberne Löffel liebt!“

„Rein“, gab Antonie freimütig zu Antwort.

„Vorrechtlich, mein Fräulein! Betrachten Sie mich also als einen Fremden, der gezwungen ist, Sie einige Tage um Gastfreundschaft zu bitten. Und der sich dazu beglückwünscht, es so gut getroffen zu haben. So gut und so schön!“

Den letzten Worten gab der Baron durch einen Blick aus seinen harten grauen Augen einen besondern Nachdruck, durch einen Blick, unter dem Antonie tief erwiderte. Und das nicht aus Scham, sondern aus dem Gefühl einer heißen Freude heraus. Denn sie nahm wahr, daß sie jene Wirkung ausübte, die begann, die sie erstrebte.

Und sie antwortete daher, indem sie ihrer Stimme eine dunkle Färbung gab: „Herr Baron, ich merke mir Mähe geben, Sie zu lieben zu wollen.“

Der Baron nahm ihre Hand, streichelte über deren Widen und küßte sie johann nachdrücklich. „Wie nett, daß ich gerade Sie getroffen habe, kleine Landsmännin! Zu unfernen Fremden gehören Sie doch nicht, wie? Rein, das sehe ich Ihnen an. Und ich rechne darauf, daß wir bald gute Freunde werden. Gut... te Freundenschaft...“

Er sog die zwei Worte auseinander und begleitete ein jedes mit einem neuerlichen Kuß, den er aber diesmal auf Antonies Unterarm drückte.

Sie entzog sich ihm. „Bitte, darf ich Ihnen jetzt zeigen, wo Sie wohnen?“

Er lockte sie an, voller Genugtuung und Anerkennung. „Sie dürfen, meine Liebe! Sie dürfen!“

Antonie lag angeleitet auf ihrem Bett und starrte mit offenen Augen in die Finsternis vor sich.

Aber in diese Finsternis kam allmählich Helle, und diese Helle belebte sich. Antonie sah in die Vergangenheit:

Drei Männer tauchten auf, drei Männer in schlichem Zügel, mit harten Augen. Sie traten in das Zimmer von Antonies Eltern in Petersburg, portien ihren Vater, der abnunglos über ein Buch gebeugt saß, an den Schultern und sagten: „Im Namen des Zaren — Du bist verhaftet!“ Die Mutter schrie auf, der Vater mochte unwillkürlich eine Bewegung, als wolle er fliehen. Aber die drei Paar harten Augen betrachteten diesen Versuch nur mit Ironie. Es lag eine gewisse Zufriedenheit in dieser Ironie. Und die sechs Häupter ließen nicht locker.

Das Bild verstand und ein neues tauchte auf.

Ein hagerer Mann mit schmalen, grauem Gesicht und Augen, die kalt und ruhig hinter goldenen Gläsern hervorsahen. „Ihr Vater, mein Kind?“ — „Ja, ich möchte ihn sehen.“ — „Das geht nicht. Er ist fort.“ — „Wohin?“ — „Er ist verhaftet. Lebenslanglich. Zur Zwangsarbeit.“ — Ein Schrei. Und ein namenloses Grauen, das sich steigerte, je länger sie in diese Augen sah, die zu bezaubernden schienen, die aber auch in diesem Bewundern gleich kalt und gleich spöttlich lübelten.

Die Helle verstand, und es wurde wieder finster. Ein anderes Bild: Nacht. Leber irgendeine endlose Steppe segte der Sturm. Dunkle Gestalten bewegten sich, Stellette, die an ihrem Dasein schlepten. Trossener Hüften, Gefährten, lütelnde Ketten und Zurne der Wachen. Sibirien. Rußland...

Antonie richtete sich auf. Ihre Wangen brannten im Fieber. Ihre Augen waren starr auf die Tür gerichtet.

Es klopfte.

Erst einmal ganz leise, dann ein zweites Mal härter.

Antonie griff mit der Hand nach der Waffe, die neben ihr auf dem Nachtschischen lag.

„Ja?“ sagte sie leise. „Deffnen Sie, Zuerste — ich bin es, ich!“ kam es von draußen.

„Wer?“

„Ich, Andreas...“ Antonie tastete sich zur Türe, schloß wie im Traum und schob den Riegel zurück.

Die Tür öffnete sich und schloß sich wieder geräuschlos. „Tonitstilla — wo sind Sie?“ „Hier!“ „Oh, ich liebe Sie...“ Und ein Feuer flamme auf, ein Schuß krachte, und eine schwere Masse brach lautlos zusammen...

Das Schlafen der Pferde im Stehen.

Es gibt eine ganze Anzahl Tiere, die sich beim Schlafen nicht hinlegen. So ist es bekannt, daß die Vögel in Folge der eigenartigen Bauart ihrer Gliedmaßen, ohne sich anzuknetzen, sitzend auf den Beinen schlafen. Auch den Pferden fällt infolge des anatomischen Baues der Beine das Stehen auf die Dauer durchaus nicht so schwer, als der Mensch — von sich aus schlafend — glauben möchte. Es sind Vorrichtungen vorhanden, welche das Schlafen im Stehen dem Pferde erleichtern bezw. nahe legen.

Als häufigste Veranlassung gilt mit Recht eine gewisse Unfertigkeit der Beine. Die Tiere fürchten die Mühe, welche ihnen das Hinlegen und noch mehr das Aufstehen verursacht, und bleiben infolgedessen lieber ganz stehen. So sehen wir oft, daß Pferde, welche auf beiden Hinterbeinen an Kniegelenksentzündung chronischer Art leiden, sich niemals hinlegen. Dabei haben wir herod, daß das Pferd Kniegelenke ebenso wie der Mensch nur an den Hinterbeinen hat und daß dieselben, wie beim Menschen, vorn eine Kniegelenke haben, sich also ebenso beugen wie beim Menschen, nur sind sie beim Pferde sehr hoch, dicht am Bauch gelegen, da wo die dünne Hautfalte sich befindet.

Daselbst beobachten wir bei Pferden, die körperlich sehr heruntergekommen sind, sei es durch chronische Ernährungsstörungen, durch mangelhafte Fütterung, sei es durch akute Krankheiten. Eine bekannte Beobachtung ist es, daß sich Pferde mit Lungenerkrankung nicht hinlegen. Bei Infektionen, unter welchem Namen die Brustspeiche mit der Pferdespeiche vereinigt ist, legen sich die meisten Pferde im entzündlichen Stadium ihrer Krankheit nicht hin. Sie fühlen wohl, daß sie nicht die Kraft haben, sich zu erheben, sie machen auch bei Versuchen zum Liegen die Beobachtung, daß sie Schmerzen empfinden, daß die Atmung noch mehr beeinträchtigt wird; daher lassen sie es. Wenn folglich verbrauchte Pferde erst eine gewisse Erholung haben, so unterlassen sie das Hinlegen ganz, sie schlafen dann im Stehen, wo es auch sei.

Beim Hinlegen brauchen alle Pferde einen gewissen Platz. Empfindliche Pferde, denen nur ein sehr enger Stall zur Verfügung steht, empfinden diesen Zwang so stark, daß sie lieber ganz auf das Liegen verzichten. Nicht selten macht man die Beobachtung, daß junge Pferde, die in voller Freiheit auf der Weide groß geworden sind, beim Auffahren die Beschränkung ihrer Freiheit so stark empfinden, daß sie sich nicht hinlegen.

Wir alten, steifen Tieren werden wir alle Versuche, sie zum Liegen zu bewegen, aufgeben müssen. Wir müssen sie so verdrängen, wie sie sind, und können nur durch weiche Streu dafür sorgen, daß ihnen das bishigen Leben so bequem wie möglich gemacht wird, damit nicht noch im Stall Schmerzen in den Hüften erzeugt werden. Junge Pferde, denen der Stall nur fremd ist, brauchen weiter nichts als ruhige, liebevolle Behandlung, sie gewöhnen sich dann in wenigen Wochen an den Stall und legen sich dann auch hin.

Die Vorteile, welche die Ruhepause den Tieren gewährt, bedeuten bessere Arbeitskraft, längeres Leben und dadurch so große pekuniäre Vorteile für den Besitzer, daß man sich die Mühe für die Schaffung eines genügend großen Platzes nicht verdrängen lassen darf.

Theodor Curti.

Zum Ableben eines Schweizer Volkspatrioten.

Die sozialdemokratische „Münchener Post“ widmet Theodor Curti einen längeren Nachruf, in dem sie die Verdienste des Verstorbenen um die Demokratisierung seines Schweizer Vaterlandes lobend hervorhebt. „In der „Zürcher Post“, so sagt das Blatt, verstand Curti mit großer Gewandtheit und durchschlagendem Erfolg die Grundzüge einer konsequent zu Ende gedachten Demokratie. In geistvollen Schriften legte er sich mit großem Nachdruck für die direkte Volksgesetzgebung ein, in der er eine wichtige und notwendige Korrektur des Parlamentarismus sah. Einige seiner Arbeiten über diese Volksgesetzgebung haben einen bleibenden theoretischen und historischen Wert. Auf dem Boden der formalen politischen Demokratie blieb jedoch der tabulante Geist Theodor Curtis keineswegs stehen. Er stellte der Demokratie neue soziale Aufgaben, er näherte sich dabei auf Armeslänge der sozialistischen Demokratie. Unermüdet strebte er eine Erweiterung der Staatsaktivität auf wirtschaftlichem Gebiete in der Form von Staatsmonopolen an und rief für die Arbeiterbewegung der eidgenössischen Fabrikgesetzgebung.

In der Zeit, da die leitende Redaktion der demokratischen und sozialistischen „Zürcher Post“ in den Händen Curtis lag, spannen sich zahlreiche Fäden zwischen der Demokratie und der Sozialdemokratie. In den ersten Jahrgängen der „Neuen Zeit“ stößen wir auf manchen vorerfreulichen Hinweis aus seiner Feder. In Zürich verfolgte er mit lebendiger

Unsere Schnittmuster - Offerte

Bestellblöcke für kleine Mädchen No. 1167.

Unter allen Kleiderstoffen Maß! Sammt das vornehmste Gewebe, und mit dabei ein herrliches für die Kleiderherstellen mit, wähl! Sammt! Sammt! Kleider wollen aber sehr sorgfältig ausgewählt sein, nicht jeder Modort eignet sich dazu, es darf kein überflüssiger Stoff die Schönheit des Stoffes in Schatten stellen, andererseits wird sie durch etwas Spitze



oder Stickerei sehr gehoben. Ein Muster, das nun speziell hierfür entworfen ist, zeigt diese Abwicklung. Die Farbe war dunkelblau und irische Spitze gab den Besatz als Krage- und Kragenbesatz. Sehr eigenartig ist die Verbindung der Schulterstücke, die dem Rücken nach dem Vorderteil übergreifen. Dem festen Obertheil schließt sich das reichlich weite Rockteil an, dessen Ansatz ein großes Stück Stoff, das die Unterlage für den Gürtel, auch Schürzengürtel mit Pfandenden sind sehr modern, eicht. Die sehr kostbare Modart läßt sich für andere Werkstoffe und auch schwere Stoffe verwenden, und daß besonders für Kinder von 4, 6, 8 und 10 Jahre, für die das Schnittmuster vorgesehen ist. Gebraucht werden 3 Yards Material bei 44 Zoll Breite.

Bestellungsanweisung.

Diese Muster werden an irgend eine Adresse gege. Einforderung des Preises geschick. Man gebe Nummer und Größe und die volle Adresse deutlich geschrieben an und schick den Coupon nebst 10 Cents für jedes bestellte Muster an das

Omaha Tribune Pattern Dept

1311 Howard St.

Order form with fields for name, address, and payment information.

Der Anteilnahme alle Fortschritte der deutschen Sozialdemokratie, und in humanster Weise nahm er sich durch zahlreiche Beteiligungsleistungen der Opfer des sozialistischen Ausnahmestriches an. Ja, als die eidgenössischen Behörden unter den Drohungen des eisernen Kantlers einige Mal zusammenkamen, protestierte er im Namen der Demokratie wirkungsvoll gegen die reaktionären Maßnahmen dieser Behörden, gegen verlorene deutsche Sozialdemokraten. Auf demselben Boden trat Curti begreiflicherweise der Politik nicht mehr so stark in den Vordergrund des politischen Lebens, wie einst in der Schweiz. Vor allem im Hinblick auf die schaffensreichen Jahre Curtis in der Schweiz betrachte die deutsche Sozialdemokratie in seinem Tode den Hingang eines aufbauenden demokratischen und sozialen Politikers, der ein tiefes Verständnis für die gewaltigen Leiden der Arbeiterbewegung und für die sozialen Probleme der Zeit betundet hat.

Der beste Auspräg. Junger Mann: Herr Reichsminister, rufen Sie mir; meine reiche Lante ist vor einigen Tagen gestorben, ohne mir einen Pfennig vermacht zu haben. Kann ich darum nicht das Testament ansichten?

Reichsminister: Wissen Sie was, mein Lieber, fächten Sie da lieber die Erben an!

Er sah Fremder (im Zoologischen Garten): Einen großen Liebesband haben Sie aber nicht! Aufheiser: Rein, aber dafür liegt im Restaurant „Bretter“ Alerleben auf.“